

Mörder unter unseren Pflanzen.

Von Alwin Rath.

Parte unschuldsvolle Wesen, die sich sonst nur vom Licht der Sonne und vom Tau des Himmels nähren: Raubmörder! — blutdürstige Fleischfresser! Das aber sei gleich betont, die bare Not des Lebens hat diese kleinen Dämonen unter den Pflanzen zu solch absonderlicher Nahrung getrieben. Die Kammpflanzen z. B. gedeihen nur auf einem vulkanischen Boden. Der Sonnentau, das Feitkraut, die Fliegenfalle, alle sind arme dürftige Moorbewohner, während Wasserhalm und andere wurzellos im Wasser herumwabandeln und sich wie die Zigeuner ihr Futter zusammensammeln müssen. Im Moorboden verhindern die Humusäuren, daß sich die Wohlthäter der grünen Pflanzen, die Nitritbakterien ansiedeln und hier im Wasser verhindert es der Sellenfäule. Und so wären diese Absonderlichen unter den sarten Kindern Floras dem Hungertode preisgegeben, wenn sie nicht geradezu tierhafte Beweglichkeit und Mauthlust sich allmählich angeeignet hätten.

Der auch bei uns in Deutschland wachsende, mit einem schönen poetischen Namen ausgezeichnete Sonnentau hat z. B. seine Blätter zu gefährlichen Fangapparaten umgestaltet. Die roten verlockend schimmernden Leimtropfen lassen die Raubfalle wie eine Blüte ansehend erscheinen. Wehe aber der armen Hummel, die Honig suchen kommt! Gleich klebt sie an den „Leimtropfen“, und zum Entsetzen für die arme Gefangene sehen sich auch die übrigen Fangwimpeln in Bewegung und kleben sie zuletzt ebenfalls unrettbar fest! Das ganze Blatt mit seinem kleinen runden Zeller rollt sich über der dem Tode Geweihten zusammen und ein dem Regensatz des Menschen und der Tiere ähnlicher Schleim zerlegt dann die Stoffe, die die Pflanze zu ihrer Nahrung bedarf. Nach einigen Tagen öffnet sich das Eratenschiffchen wieder und ein dürres Skelett wird vom Wind weggefegt.

Einer der scharfsinnigsten Beobachter und Bahnbrecher auf dem Gebiete der Pflanzenphysik wagt gar mit Bezug auf diese räuberischen Pflanzen den Vergleich mit einer vom Zentralgehirn (wie beim Menschen oder Tier) ausgehenden und geleiteten Tätigkeit. Und er hat nicht so unrecht, — denn beim Sonnentau z. B. geraten, wenn ein Blatt nicht mit der Bewältigung des gefangenen Tieres fertig wird, auch alle übrigen Fangschifflein der Pflanze in Bewegung und helfen zuletzt mit ihren Leimorganen zur Verfestigung des Opfers — so etwa bei einer immerhin starken Wasserjungfer. — Der innere Anreiz dazu aber wird durch nervenähnliche „Fibrillen“ geleitet und man muß zugestehen, daß die Scheidewand zwischen pflanzlichem und tierischem Leben hier in einer großen Weise niederfällt.

Der Sonnentau ist befähigt, eine ganze Menge von Mücken, Gontigbielen, Raufäfern, Varienwürmern und ähnlichem zugleich zu fangen, das Feitkraut aber hat oft seine rechte Nabe, auch nur ein einziges Lebewesen in seinem länglichen zusammenrollenden eiden Blatt zu bewältigen. Nicht selten zerreiht es auch bei dieser mühevollen Arbeit des Einrollens und stirbt dann sofort ab. Auch bei der Venusfliegenfalle, die ihre beiden bezahnten Blattzipfel momentan über dem darauffolgenden Käfer schießt, verfallen nachher die Blätter, die ihre Pflicht für das Leben der Pflanze getan haben.

Die Spanier nutzen solche Fliegenfänger für sich aus, so das Laubblatt, das einer zarten, mit vielen Schnüren versehenen, nach allen Seiten sich ausbreitenden Weisze nicht unähnlich sieht. Die fadenlangen, dünnen Blätter sind mit leimigen Drüsen besetzt, und legt sich nun eine Fliege darauf, rollt sich gleich der Faden zusammen, und der kleine Insekt muß dem Leben salet sagen.

Die heimtückische Gesellschaft unter diesen stillen Räubern sind jene, die kleine krugartige Fallen aus ihren Blättern bilden, während über diesen Nordapparaten in unschuldigen Leuchten mit zarten Blumengefächern die Blüten im Himmelblau sich fomen. Außerordentlich schöne, prachtvolle Blüten haben so die Sarazenen, von denen man erstklassige Exemplare im Münchener Botanischen Garten sehen kann. Wie die Kammpflanzen führen sie ihre Opfer mit Honig auf den Bein, den sie an in das Innere der Falle führenden Schlauchmündungen absondern.

Die klügste Verführerin unter diesen pflanzlichen Bestien aber ist die eigentliche Kammpflanze (Nepenthes), von der Francé eine nicht zu übertreffende anisaulische Schilderung gibt. Zur Vollkommenheit steigt hier das Blatt seine Umbildungskünste in den Kammpflanzen, die der malaischen Archipel von Neuguinea bis Madagaskar bewohnen. Diese Pflanze vereinigt in sich alle Anpassungen, deren das plastische Organ der Natur fähig ist. Am Grunde des Hauptstammes ein regelmäßiges Hauptblatt, wie jedes andere, kehrt es gegen seine Spitze die Ordnung der Natur um, denn es geht in einen Stiel über, dieser wieder in eine öfters eingerollte Ranke, und daran sitzt am Ende die

Kanne. Wahrhaftig eine regelrechte Kanne mit einem Deckel und einer inneren Einrichtung, die grüßeln machen könnte, versteht man sich selbst in die Lage, in die ein kleines Kerbtier gerät, wenn es in solch ein Verließ gefallen ist. Das Botanische Museum zu Berlin besitzt ein Präparat, an dem die Hentlersarbeit dieser Kannen sehr anschaulich gemacht ist. Es ist dort eine solche Nepentheskanne aufgestellt, die man der Länge nach aufgeschnitten hat. Da sieht man, daß sie zur Hälfte mit einem dicken Ameisenbrot gefüllt ist. Tausende der kleinen Arbeitamen sind in dieser Fallgrube verunglückt. Eine schredliche Palliadenwehr umgürtet den Eingang. Aber heimtückischerweise sind die Jähne nach unten verschränkt — hinein kann man, aber nicht heraus. Warum begeben sich die Ameisen an solch gefährliche Orte? — Sie fallen ihrer größten Leidenschaft, ihrer Genußgier zum Opfer. Der Mund der Kanne ist süß, er trieft von ausgeschiedenem Nektar, oft umkränzt ihn eine Kruste des trockenen Seims. Welches Ameisenmäulchen könnte da widerstehen? Nicht unter dem süßen Kranz folgt ein breiter Streifen, dessen Oberhaut Wachs ausscheidet. Auf diesem glatten senkrechten Parlett gleiten die Ameisen leicht aus, und ein erheblicher Teil der Gäste fällt in die Fallgrube, in jenen verbrennenden Saft, der sie lebendigen Leibes zerlegt. „Was blutrünstige Phantastie schlechter Stolportageromane laum mehr zu verzapfen wagt, das ist hier im stillen Waldwinkel erschreckende Wirklichkeit!“

Dann haben wir noch eine Fischerin unter diesen Wöberetischen, die im Wasser, wie der größte Räuber der Erde, der Mensch, seine Kalorien ähnlichen, nur winzig kleinen Fangapparate auslegt oder vielmehr überall im Wasser damit herumschwimmt. In manchen unserer Teiche und Gräben, besonders in Norddeutschland, rogen senkrechte, mit kleinen Blüten besetzte Stengel gerade empor. Man glaubt, sie seien verwurzelt im Boden; aber es braucht nur ein Wind zu kommen, so wandert der Wasserhalm, dessen Blütenstengel zugleich sein Wandersegel ist, weiter . . . weiter. . . Dies aber, die Ungebundenheit, kommt ihm besonders zuzuge. Denn im Wasser steht der Wasserhalm auf sein verzweilten, zarten Zweigen, die wurzelartig sich ausbreiten, dicht unter der Oberfläche schwimmen und meist in den Astwinkeln ihrer Abzweigungen jene für die Ernährung der Pflanzen so bedeutungsvollen kleinen Blasen tragen, in denen sie auf ihren Schwimmblöcken all die kleinen Wassertierchen fangen, wie Ruderkrebchen, größere Rädertierchen, Wasserlöcher und so was. Man findet ab und zu Blasen, in denen sich eine kleine Schar der Gefangenen noch ganz munter, nur etwas beunruhigt ob der Enge und der ungewöhnlichen Essenzen, die ihnen vorgelegt werden, umherummelt, denn die kleinen Kerker sind mit Wasser gefüllt. Allmählich aber sondern sie von ihren Wandungen aus Säfte ab, die die Hüpferlinge und Rädertierchen vergiften, sie absterben lassen und zuletzt in eine faulige, zerfetzte Masse zerlösen, von der dann die Pflanze, sie in sich auffaugend, lebt.

Kleines Feuilleton.

Vom Schwarzbrot.

Das Weizenbrot, das der französische Klassiker der Wissenschaft vom Brote Parmentier „ein großartiges Geschenk der Natur, eine durch keine andere erfahrbare Nahrung“ nennt, ist der letzte Ausläufer einer langen Entwicklung in der Geschichte der Getreidenahrung, der Prof. A. Pawlitz in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ eine inhaltsreiche Abhandlung widmet. Die Älteste und wohl erste Getreidenahrung waren rohe und geröstete Körner; sie wurde von dem Mehrlieb abgeholt, den zum großen Teil Hirsearten lieferten und dem eine hohe weltgeschichtliche Bedeutung zukommt. Den Uebergang vom Drei zum Brot bildet der noch heute in vielen Gegenden übliche Fladen, der aus vielen Früchten und Samen hergestellt wird, nicht aus einer Getreideart wie das Brot. Als dann das Brot seinen Siegeszug in die Weltkultur antrat, da entstand ein Kampf unter den dazu geeigneten Getreidearten. Zuerst sieden Gerste und Hafer aus, dann waren lange Zeit Weizen und Roggen Nebenbuhler, bis der Weizen Sieger blieb. Das Weizenbrot wurde anfänglich nicht im Hause bereitet; es war sogenanntes Feilbrot, wurde bei festlichen Gelegenheiten aus dem Kramladen geholt und den Gästen als Lederbissen vorgelegt. Die Franzosen wurden schon im 16. und 17. Jahrhundert leidenschaftliche Verehrer des Weizenbrotes; die Reichen und Städte aßen fast nichts anderes mehr, während es bei den Bauern in den Provinzen nur Roggen-, Gersten- und Buchweizenbrot gab. Die strenge Sonderung der Klassen vor der Revolution fand ihr Sinnbild in den verschiedenen Brotarten: die Aristokraten schlammten in Weizenbrot; die Bürger mußten sich mit einem etwas dunkleren Mittelbrot begnügen, und der Bauer war auf das verachtete Schwarzbrot angewiesen. Nach der Revolution nahmen dann auch die niederen Stände an dem

Genuß des Weizenbrotes teil. Heberhaupt sind alle Romanen „Weizenbröcker“, während in Deutschland die Vorliebe für das kräftige derbe Schwarzbrot und den Pumpernickel nie ausgefallen ist. Jäh hielten die Bauern an der alten Kost fest. Das Schwarzbrot sei kein Bäckereierzeugnis, sagt Piarré L'houet in seiner Pflanzologie des Bauernraums, sein Väter darf sich rühmen, es erfunden zu haben. „Alle arbeiten an ihm wie am Volksliede seit Jahrhunderten. All die Abwechslung in den Brotarten, gar all die Erzeugnisse der Bäckerei, an denen wir uns erfreuen und verderben: nichts von alledem! Stets nur das eine vortreffliche Thema! Schwarzbrot und Volkslied haben eine Geschichte hinter sich, die in ihren Entwicklungsgrundlagen merkwürdig ähnlich ist.“

Stets haben die Franzosen über das deutsche Schwarzbrot geachtet, die französischen Emigranten sowohl wie die Soldaten der Großen Armee und die Gefangenen von 1870. Die napoleonischen Denkwürdigkeiten berichten an zahlreichen Stellen davon, wie die Eroberer das dunkle Brot in deutschen und holländischen Ländern verschickten. Als kostbares Gut trug der Soldat des Korps im Protasid sein Weizenbrot. So hat denn auch Frankreich immer das weizenreichste Soldatenbrot besessen. Hier schlug man schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts einen geringeren Kleinzug vor. Doch blieb das Kommissbrot bis zum Jahre 1794 ein Brot aus ganzem kaum gereinigtem Korn. Seit 1798 begann die Verbesserung des französischen Soldatenbrotes, und diese schritt dann fort bis zur Liebertreibung. Dem preussischen Soldatenbrot sind dagegen nur 16 bis 18 Proz. Kleie entzogen. Es ist ein reines Roggenbrot. Der Krieg hat den Deutschen, die auch schon bis zu einem hohen Grade von der Sucht nach Weizenbrot angesteckt waren, die Rückkehr zum alten guten deutschen Schwarzbrot gebracht. Die zinkreiche Erfindung der nassen Vermahlung der Kleie liefert zudem jetzt ein Vollkornbrot, das als Nahrungsmittel dem weizen Brote ebenbürtig ist. So stehen wir augenblicklich durch den Krieg mit herbeigeführt, an einem neuen Abschnitt der Brotgeschichte, in dem das Schwarzbrot zu neuen Ehren gelangen wird.

Die Ruffenglocke von Warschau.

Die „Deutsche Warschauer Zeitung“ bringt unterm 18. August folgende Notiz: Die große Glocke der russischen Kathedrale, die größte ihrer Art in Polen, etwa 350 Zentner wiegend und mit Silber legiert, wurde vor ungefähr fünfzehn Jahren von Rußland nach Warschau gebracht. Zu ihrem Transport vom Weichselbahnhof bis zur Kathedrale mußte eine Holzschleifebahn angelegt werden, auf der sie einige hundert Soldaten vorwärtszogen. Diese Glocke hat jetzt nach nur dreijähriger Tätigkeit, denn solange hatte sich die Einweihung der Kathedrale hingezogen, aufgehört zu existieren. Als die russische Stellung vor Warschau derartig gefährdet war, daß ein Rückzug nur noch eine Frage von wenigen Tagen war, und als der Abtransport des beweglichen Inhalts der Regierungsgebäude, Lazarette usw. allmählich zu Ende ging, erließ der heilige Synod einen Befehl, demzufolge die Glocken aller orthodoxen Kirchen Warschaus nach Rußland übergeführt werden mußten. Diefem Befehl wurde entsprochen und bei Tag und Nacht waren Arbeiter daran, die kleineren Glocken des obersten Stockwerkes des impolanten Glockenturms zu entfernen. Als sie aber an die Weizeitigung der großen Glocke gingen, die ein Stockwerk niedriger hing, stießen sie auf kaum überwindliche Schwierigkeiten, da diese Glocke nicht wie geteilt heruntergenommen werden konnte, ohne daß man den Turm teilweise zerstört hätte. Man verfiel auf den Plan, die Glocke stückweise zu zerlegen, und errichtete zu diesem Zweck eine elektrische Acetylenbogenbohrung, die jedoch in mehrwöchiger Arbeit nicht das gewünschte Ergebnis erzielte. Mit vieler Mühe wurde ein Abschnitt losgesägt, und man war dabei, ihn mit vorher angebrachten Flaschenzügen herunterzuholen, als er sich löste, mit dumpfem Getöse herunterfiel und sich unten in die Erde einbohrte, so daß er bloß noch mit dem Rand herausah. Dies geschah kaum eine Stunde vor der Einnahme Warschaus. Der Turm, der sonst nur an russischen Feiertagen mit elektrischen Glühlampen beleuchtet wurde, war auch bei diesem Zerfallungswerke während einiger Nächte illuminiert. Tausende beschäftigten die Stätte dieses einzig in seiner Art dastehenden Ereignisses, und die Menge konnte nur mit Mühe zurückgehalten werden. Vorgefunden vormittags war eine Abteilung Pioniere damit beschäftigt, das Glockenstück auszugraben, was eine Arbeit von zwei Stunden erforderte.

Notizen.

— Berliner Gedächtnistafeln. Zu Ehren des Dichters Emanuel Geibel und des berühmten Mathematikers Weierstraß, deren 100. Geburtstag in den Oktober fällt, läßt der Berliner Magistrat an dem Hause Endeplatz 8, wo Geibel in seiner Berliner Zeit gewohnt hat, und an dem Sterbehause von Weierstraß, Friedrich-Wilhelm-Straße 14, Gedächtnistafeln anbringen.

Rotes Vlamenblut.

18] Von Pierre Broodcoorens.

11.

Zur selben Stunde schnarrten bei den Eitern unter den beträucherten Deckenbalken noch zwei Handschuhnähschienen. Eine dritte stand unbeschäftigt im Dunkel beim Kamin, eine durchlöcherzte Schürze war über das Gehwerk geworfen, um es vor dem feinen Staub zu schützen, der beständig von der Bewegung der Pedale und der Handgriffe erregt wurde. Einander gegenüber waren bei dem blafenden Licht einer schirmlosen Lampe, die auf einem Konfol zwischen den Fenstern stand, Florine und Palmyre fieberhaft bei der Arbeit. Es waren die beiden Jüngsten; Florine nach Kuró geboren, war ein Jahr älter als Palmyre, die in ihrem sechzehnten stand. Ueber die Arbeit gebeugt, wechselten sie kaum ab und zu ein Wort. Neben ihnen lag auf einem Strohsuhl ein Haufen schwarzer Handschuhe. Es waren drei Duzend in zwei Abteilungen: die eine von den Brüstler Zuschneidern zurechtgeschchnittene Lederstücke mit weißer Kehrseite, auf die ein Fabrikstempel aufgedrückt war; die andere enthielt die genähten Paare. Die erste Abteilung war erst zu einem Drittel fertig. Ein kupferner Schraubstock auf einem hölzernem Stetell stand unter den Gewichten einer Standuhr hinter Florine.

Es war ein elendes Loch, das einen Flächenraum von höchstens acht Metern im Quadrat hatte. Die Höhe war nicht über ein Meter siebzig, was den Luftinhalt eines Stalles besagte. Den Tag über und einen Teil des Abends haufte, bunt durcheinander, sieben Personen in ihm, die ihre Ausatmung mit einander mischten, mit Stirn und Ellbogen einander stießen. Sonntags, wenn Hector von Fontaine-Évèque zurückgekehrt war, waren sie ihrer acht, die sich in diese sechzehn Meter von Feuchtigkeit und üblem Dunst teilten.

Zur Hinterwand war die Wand zur Rechten von einem gelben Scharnt eingenommen, der mit seinem obersten Rand bis an die schwarzen Deckenbalken reichte; zur Linken von einem Kleiderriegel, der die mit schmutzigen, ausgefärbten Kleidungsstücken behängt war. Ueber diesem namenlosen Munder stand eine Tür zu einem Hängeboden offen, zu der Stufen hinaufführten. Mitten in der Wand gegenüber gähnte

eine dritte Tür, die zum Schlafgefaß der Mädchen führte. Der Tisch, der eine Zinndecke hatte, stand auf seinen gedrunghenen Füßen vor dem einzigen Möbel der Wohnung. Auf dem Fußboden war ein Durcheinander von Abfällen, Fadenenden und Brotkrümeln und von draußen mit hereingeflegelten, von den Schuhen zertrittenen Erdklumpen. Ein abgemagertes, verschmierter, mit einem vergrübten Buchsbaumreis versehener Christus beherrschte mit seinen fünf Wunden und seiner ewigen Kreuzigung die häßliche Höhle, in der Männer und Weiber wie die Tiere vegetierten. Der Alte, Jannah, die von einer Migräne geplagt war, Saucipanne, der jüngste der Knaben, schliefen schon unter dem feuchten Strohdach. Florine und Palmyre, einen blaffen Schimmer auf ihrem Blondhaar, drehten rastlos die Stücke unter der Stahlmadel der Maschinen. Zuweilen verlangsamten sie mit einem Griff der Rechten die Bewegung des Eisenhebels, der dann stillstand, um unter einem neuen Antriebe gleich wieder sein schwindelndes Ticken aufzunehmen.

Um die Augen der mitten in ihrem Wachstum abgeblühten Mädchen lagen blaue Ränder. Vorschreitend verzehrte ihnen die Blutarut die roten Blutkörperchen. Ihre Schlafengruben, ihre bleichen, alten, faltigen Gesichter, ihre abstehenden, blutlosen Ohren, ihre durchsichtigen Hände mit den aufgewölbten Nägeln sprachen von einer langsamen, vorzeitigen Ausnutzung durch diesen Luzus, der einen Haufen ihnen unbekannter blasierter Nichtstuer jenseits des Meeres behandschuhte.

Schlag 1/211 Uhr erhob sich Palmyre und warf eine Schaufel Kohlen auf's Feuer.

„Sicher brauchen sie starken Kaffee, wenn sie kommen, daß sie nüchtern werden,“ sagte sie, indem sie mit bedenklicher Miene den Wasserkessel hervorholte und ihn schüttelte.

„Nügen sie brauchen, was sie wollen,“ fluchte Florine. Sie wissen jedenfalls, daß wir zu arbeiten haben. Jannah und Kuró haben noch jede zwei Duzend Paare zu machen. Und dann Hilla. Sie hat sich gut lustig machen. Seit wir alt genug sind, um zu nähren, kümmern sie sich den Teufel noch um was. Wir sind's, auf denen alles lastet.“

„Gämmchen, man muß Geduld haben,“ flötete die weniger verärgerte Palmyre. „Sie ist nicht mehr frei, hat schon einen Verehrer, den Schlächtergesellen von Mond Paitets auf dem Opbrakeler Markt.“

Blötzlich entfuhr ihr ein Fluch. „Teufel nich' noch mal!“ rief sie. „Er hat auch noch

vergessen, Wasser zu besorgen. Jäh muß selber danach gehen. Na, er soll sehen!“

Sie ging hinaus und kam gleich darauf zurück, unter der Last eines vollen Eimers gebeugt.

Florine fuhr sie an.

„Du, nichts kann Dich aufregen! Dir ist es ganz einerlei, das Hundeleben! Uebrigens bist nur Du schuld, daß wir nicht mit den anderen in den Streik eingetreten sind vor drei Wochen. Jäh bin anders. Jäh hab's satt. Jäh fühle mein Kreuz und meine Beine nicht mehr. Trotz der 30 Centimes Zulage aufs Duzend, die wir seit der Verammlung von Audenthobe haben, möchte ich lieber Kuhhirtin beim Balk oder Vistel sein. Man ist wenigstens in der frischen Luft.“

„Da würdest Du nicht viel besser dastehen, hättest fünf Stüber den Tag; außerdem will's Hilla nicht.“

„Jäh weiß,“ seufzte das Mädchen ergeben.

Sie erhob sich und reakte sich gähnend, die Hände im Genick verkränkt.

„Einer muß Herr sein,“ sagte Palmyre gewichtig. „Sie ist die Älteste. Mir ist es lieber, daß sie's ist, die kommandiert. Ein Unglück, wenn's der Alte wär. Es bliebe uns nicht ein Heller.“

„Nun ja“, stimmte Florine bei. „Er würde alles verfaulen, der Kerl.“

„Und schon über 70 alt, nicht? 'S ist 'ne Schande.“

„Vah! Trotz allem: was hätte man? Das wäre der Teufel, wenn man nach seinem Tode fünf- oder sechshundert Frank vorfinden würde, einen blauen Lappen für jeden. Noch besser, wenn er sich betränke. Vielleicht käme er dabei auf Ideen.“

„Vielleicht!“ antwortete Palmyre, nachdenklich das Kinn in der Hand.

Sie raffte sich mit einer Bewegung auf und verscheuchte schnell die traurigen, nutzlosen Gedanken.

„Nich' hunger!“ sagte sie munter. „Wenn wir immer äßen?“

„Warum nicht?“ machte Florian.

Auf dem Ofen sang der Kessel.

Die Kleine wärmte in einem Steinguttopf Kaffee. Palmyre holte aus dem Küchenschrank zwei Tassen und Brot hervor. Sie setzten sich an den Tisch.

Draußen wurden plötzlich Stimmen laut, die den gellenden Jörn der Wächterhunde erregten.

(Fortf. folgt.)

